

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 10

Artikel: Erste Skifahrt
Autor: E.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Wir wollen sehen,“ versprach ich lachend. Daran, ob Mädchen oder Knabe, hatte ich noch gar nicht gedacht. Während der Mittagspause sprach ich durch das Telephon Frau Doktor Martin. „Ich werde mich also melden für ein Wiener Kind.“

„Gut, wir auch!“ war die fröhliche Antwort.

Da ich gerade wegen einer wissenschaftlichen Arbeit mit einem Wiener Juristen in brieflichem Verkehr stand, äußerte ich unsere Wünsche und bat um Vermittlung. Mein Kollege schrieb, er wolle uns sein Töchterchen anvertrauen. Eine Aenderung wäre für das Kind auch seelisch nötig. Er habe kürzlich seine Frau verloren, die leidend und erschöpft an einer zu frühen Geburt gestorben sei. Es hat mich selten etwas so erschüttert wie dieser Brief eines Vaters, der froh ist, sein Kind fortgehen zu lassen, weil er, selber krank und gebrochen, ihm nichts mehr sein kann.

Nach Wochen kamen die unserm Städtchen anvertrauten Ferienkinder. Wir nahmen sie am Bahnhof in Empfang. Doktor Martins gleich vier, wir das unsere. Diese Kinder, mein Gott! Martin und mir liefen Tränen über die Wangen. Die Frauen waren stärker, sie gingen ganz in Mütterlichkeit auf. Wir schämten uns! Ertrugen den Blick dieser wissenden Kinderaugen nicht! Diese Kleinen wußten, was Hunger und Kälte ist. Wir wußten es nicht. Unsäglich ist das!

Nun haben wir Kinderlose unsere Kinder. Und ich sage ganz besonders — ich habe mein Kind!

Melanie ist ein feines, zieliches Mädelchen. Eine kleine Schönheit trotz aller Verwüstung des Elends. Ein reizvolles Gesichtchen unter schwarzen, seidnen Haaren; unter dunkeln Brauen und Wimpern hellblaue Augen.

Sie ist unsere Freude, unser Glück. Ihre neue Mama strahlt vor Stolz über die Tochter. Die Tugenden umhegen sie mit ausgesuchter Ritterlichkeit und Höflichkeit und wettsie, die Schwester Wien vergessen zu machen. Kostbar, wie sie sich anstrengen, gut deutsch zu sprechen! Sonntagnachmittag gehen wir alle zu Doktor Martins. Scholadegelege. Ist das ein Betrieb! Frau Doktor (sie läßt sich jetzt wieder „Martha“ rufen) ist noch ganz Kind. Und auch der Freund und ich sind wieder Kind mit Kindern.

Das Schönste aber sind die Abende. Wenn die drei „Brüder“ ihre Schulaufgaben machen müssen — widerwillig und seufzend — kommt Melanie zu mir. Sie läßt sich in das kleine Bibliothekzimmer führen und wartet da im Klubessel auf mich. Ganz Dame, ganz Wienerin von einer fabelhaften Gewandtheit und natürlichen Sicherheit im Verkehr. Ich habe oft das Gefühl, schrecklich unbeholfen vor ihr dazustehen. Ich biete ihr den Arm. Wir gehen in mein Studio. Melanie spielt gut Klavier. So nehmen wir jeden Abend vierhändige Sachen durch: Haydn, Mozart. Nachher muß ich stets noch einen Schubert singen. Es ist einfach köstlich. Meine kleine Freundin sagt „Onkel“ zu mir, und, wenn sie kommt oder geht, bekommt sie einen Kuß. Sie weiß von ihrem Papa, daß sie mein Gast ist und nur oben wohnt, weil ich tagsüber keine Zeit für sie habe. Mein Leben ist um vieles sonniger und reicher geworden.

Nun lachen Sie mich aus, verehrte Freundin, und sagen, ich sei verliebt. Es ist so. Ich darf gar nicht daran denken, daß eines Tages Melanie nicht mehr da sein wird, unser holdestes Mädelchen.

Aber nun sehen Sie — zum Schluß komme ich darauf zurück — Sie behalten Recht. Das Schönste und Heiligste des Lebens sind Kinder. Hören Sie, ich verkrusteter Jungeselle sage es, wie Sie es immer sagten. Ich habe mich bekehrt. Und so erhalten Sie die glänzendste Genugtuung für meine frühere Hartnäckigkeit und Widersehllichkeit. Ich will mich herausheben aus dem trüben Nachhängen an einer einstigen, bitteren Enttäuschung. Ich will wieder glauben, daß doch noch irgendwo ein Glück der Liebe auf mich wartet. Ich will es sogar suchen, will die Hände darnach ausstrecken und es fassen, wenn ich ihm begegne. Ich kenne es ja so genau. Es trägt die Züge der kleinen, süßen Melanie.

Sind Sie nun zufrieden mit mir, auch wenn ich so schrecklich dumm bin, das Wesen des neuesten Expressionismus nicht erfassen zu können? Haben Sie doch wieder einmal Recht bekommen! In herzlicher Verehrung Ihr . . .

Erste Skifahrt.

Skifahrt. Schöne, weite Hochlandwelt! So tief still ist es um mich. — Müd' geworden von dem langen Aufstieg und der heißen Märzsonne liege ich auf dem Rücken mitten im kühlen Pulverschnee und lasse den Höhenwind um mich spielen, lei' und schmeichelnd. So schön ist das alles, diese schimmernden Felser mit den dunkelschattigen Skispuren, die Alphütten, die ihre Winterhäubchen tief über die Ohren gezogen haben, daß nur noch schelmisch ein braunes Lächeln hervorguckt, eng gedrängt wie eine Pilzschirke im Sommerwalde. Und die Tannen hoch am Hang vor mir! Sie gleichen Wanderern, die den Berg hinaufklimmen und doch immer wieder rückschauend und staunend stehen bleiben müssen. Voll Bewunderung sehe ich aus der jähen Höhe einen föhnen Bogenlauf sich talwärts schwingen. Wie herrlich diese Abfahrt gewesen sein muß! Und wie feurig sie den schroffen Bergtroß überwindet, diese schöne, stolze Linie! Sie lodt und zieht! . . . Beinahe will die Wanderlust über mein Träumen siegen. Ein prüfender Blick auf meine abgeknallten Ski. Aber die strecken ihre Spitzen so wohl in den blauen Sonnenhimmel und liegen so glücklich in dem weichen Schnee, daß ich beschließe, ihrem Beispiel noch ein wenig zu folgen. Wir haben's ja so gut. Wo könnte das Schmelzen noch schöner und inniger sein? Ich schaue in die tiefe Bläue über mir, in die das Auge sinkt wie in tausend Glodenblumenfelde, und denke, welch namenloses Glück hier schwingt: im feinen Wehen von den Gletschern her, im Summen in der Luft und dem klingenenden Vogelzirpen, das, erschreckt über den eigenen Laut, jäh abbricht. Und die Berge! Diese großen, stillen Wächter. Sie stehen da wie Engel dieser unsäglich süßen Hochlandeinsamkeit, und ihr leiser Wind ist wie Flügelwehen . . .

Abfahrt. Es ist eine wilde Fahrt, aber schön! Ich vergesse alle Stemmbohovorätze und fahre frisch los, laufend hinunter und im Schwung den nächsten Hügel hinauf. Wonig ist das Gefühl, sich so sanft und mühelos hinauftragen zu lassen. Da ich also alle Bogen und sonstigen Skihilfsmittel total vergessen habe und sich auch meine Ski ihrer nicht mehr zu erinnern scheinen, muß ich mich jedesmal mit viel Kunst und Mühe umdrehen, wenn ich nicht in allzu nahe Berührung mit den Tannen kommen will. Die schauen mir neugierig und überlegen lächelnd zu und schütteln die weißen Bärte vor Verwunderung über das merkwürdige Menschenkind. Sie geben sich auch gar keine Mühe, mir auszuweichen, wenn es höchste Zeit wäre. Dafür fliege ich hundertmal in den Schnee und komme in die unmöglichsten Situationen. Uebrigens will ich gestehen, daß es wundervoll ist, umzufallen. Gleich von Anfang an, wenn ich die Katschtophe kommen fühle, bin ich gespannt: Wie wird's diesmal herauskommen? . . . Und es gibt immer neue Variationen des Umsturzthemas. Einmal wende ich eine Fahrt mit einem Schwung, der sich kopfüber und todesmutig in den hochauftäubenden Pulverschnee stürzt. Ein andermal fliegt mir ein Ski in laufendem Ritt den Hang hinunter — ich bemerke das Unheil zu meinem Entsetzen, wie ich mich wieder einmal von einem besonders raschvollen Sturzflug erholt habe. Noch höre ich es, wie er laut klappernd und hohnlachend im Wald tief unten an die Tannen schlägt . . . taf . . . taf . . . in kurzen Zwischenräumen. Dann Stille, tonlose Stille — wo ist mein Ski? Mühsam hinfle ich mit dem einen Getreuen dahin, versinke mit dem andern Bein knietief im Schnee und weiß mir erst recht nicht zu helfen, wenn es abwärts geht und die schrillsten Dissonanzen zwischen dem Ski- und dem Nichtskibein entstehen.

Da kommt mir ein Gedanke! Ich setze mich rittlings auf den Ski und fahre hügelab. Zwar schiebe ich lawinenartig immer größere Haufen Schnee vor mir her, und meine Fahrte kann durchaus nicht mit einer Hasenspur verwechselt werden. Aber die Fahrt ist großartig. —

Glücklich und gerührt feiere ich Wiedersehen mit dem Drausbrenner und vergesse seine Tüde. „Hab' ich dich wieder!“

Ausflug. Auf einem sanften Waldweg zwischen hohen, sinnend in den Himmel schauenden Tannen gleite ich waldbad, ins Freie. Da leuchtet die Jungfrau ins Land hinaus, weit . . . weit . . . und ihr weißes Gewand ist wie von Rosen überglutet. Langsam verflingt der Tag im Mittelland und taucht die letzten Vorbergspitzen in goldenes dämmerndes Licht. Kein Laut umher . . . Blau und kalt dehnt sich der Schnee zu meinen Füßen und manchmal nur will auf meinem Weg ein zager, rosiger Widerschein von dem letzten großen Leuchten schweben. Von den Bergen kommt der Wind wie ein Bote der Gletscher; die beherrschen mit eisigem Glanz die Nacht und wollen keinen warmen Menschenatem dulden. „Nach Haus, nach Haus“ weht es.

Lichter funkeln auf wie liebe Menschenherzen. Mein Bergdorf ist da mit seinen Hütten, die ihre Schneelast so köstlich trugig stemmen. Aus der kalten Gletschernacht nimmt es mich auf mit warmen Augen und herzlichen Armen. E. F.

Der verborgene Bruch.

Das Rad der Tage dreht sich rasch; die Männer des Ruhmes kommen, treten wieder zur Seite, ernten Ehre und Schimpf, verschwinden. Expräsident Clémenceau hat auf seiner Afrikafahrt Ägypten bereits durchmessen und Charaktum erreicht. Caillaux, der Defaitist, sitzt auf der Anklagebank, vor einem versöhnlichen Gerichtshof, mit einem Präsidenten, dessen Gerechtigkeitsinn die Welt rühmt: Léon Bourgeois. Die Regierung Millerands, die Präsidentschaft Deschanel haben das Opfer einer Verurteilung Caillaux' nicht mehr so nötig wie Clémenceau.

Noch ist aber die Entwicklung nicht so weit vorgeschritten, daß man es wagen könnte, durch einen Freispruch das Werk Clémenceaus, den Krieg bis zum siegreichen Ende, zu desavouieren. Denn Caillaux war der Mann, der es wagte, in Italien öffentlich kundzutun, daß er an ein siegreiches Ende nicht glaube, und daß er der Mann sein werde, der den Frieden schließe.

Heute läge die Ueberlegung wieder nahe, daß der Schuldner Deutschland weit eher treu handeln würde, wenn er sich mit dem Gläubiger solidarisch wüßte, wenn er im Abtragen der gegenwärtigen Schuld eine Garantie für eigenes zukünftiges Gedeihen erblicken könnte.

Die nahe Zukunft Frankreichs hat für ein solches Caillaux-Programm, das heißt für den Gedanken der Versöhnung mit Deutschland, noch keinen Boden; wer französisch denkt, der ist Feind Deutschlands; wer dem Nationalismus entwachsen ist — eine kleine Minderheit ist das — der denkt international. Daß es eine praktische Notwendigkeit geben könnte, mit Deutschland solidarisch zu handeln, das ist im Augenblicke ein Gedankengang, der für Franzosen die Grenze normalen Denkens überschreitet. Sie sehen nur den halsstarrigen Schuldner, der mit seiner Weigerung, zu bezahlen, Frankreichs Ruin sucht.

Frankreichs Politik ist von zwei Strömungen getragen. Einmal von einer Oberströmung, die pedantisch die Haltung des Versaillerpactes verlangt. Sodann aber von einer allein wichtigen Unterströmung, die während der Friedensverhandlungen nicht durchzudringen vermochte, aber sich doch so weit vordrängte, daß dadurch Wilsons Beruhigungswerk in eine gründliche Beunruhigung verwandelt wurde. Das eigentliche Ziel dieser Strömung heißt: Deutschlands Zertrennung. Die Gründung des Saarstaates, die befristete

Okkupation der Rheinlande sind die jämmerlichen Erfolge dieser Bestrebungen. Aus bloßer Furcht vor den französischen Plänen ließen die Bundesstaaten die Fortschritte der Zentralisation und damit der Verpreuung der deutschen Republik geschehen. Pläne, die gar nicht ohne weiteres französisch gefärbt zu sein brauchen, wie z. B. die der Gründung von Republiken am Rhein oder in der Pfalz, mußten zum vornehmsten Hochverrat sein; unterdessen werden die Eisenbahnen zu Reichseisenbahnen; eine Reichs-Einkommensteuer umfaßt alle Bundesstaaten; die Gesetzgebung über Wirtschafts- und Betriebsräte wird vom Reich aus besorgt; der Plan eines thüringischen Gesamtstaates wird verstümmelt durch Preußens Weigerung, seine dortigen Enklaven an das neue Gebilde abzutreten. Auf die französischen Erdrosselungsversuche antwortet Deutschland mit verstärktem Nationalismus, der sich in großdeutschem Zusammenschluß äußert, die Linksparteien stärkt und der großindustriellen Rechten allen Vorschub in ihrer zentralisierenden Politik leistet.

Es paßt ganz ins Programm der Zerreißung Deutschlands, daß Frankreich als Entgelt für den Verzicht auf die Auslieferung sich der Rheinlande auf unbestimmte Zeit hinaus bemächtigen will. Anlaß bieten ihm die bloß teilweise ausgeführten Pflichtlieferungen an Kohle, wie der Versaillerpakt sie vorsieht. Weil Deutschland seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, so wird die Besetzung des Rheingebietes auf unbestimmte Fristen ausgedehnt. Das kann auch heißen: Bis in Ewigkeit. Denn Deutschland wird wohl kaum jemals seinen Verpflichtungen nachkommen können. Damit aber sichert sich Frankreich für unbegrenzt lange Fristen die deutsche Kohlenförderung im besetzten Gebiete; läßt sich Deutschland zu einer unbedachten Vertragsverletzung hinreißen, so ergibt sich leicht genug eine Gelegenheit, sich auch des Ruhrgebietes zu bemächtigen. Damit läge das militärisch und industriell entwaffnete Reich völlig Frankreich zu Füßen. In den besetzten Gebieten ließe sich ungestört separatistische Propaganda machen. Republiken entstünden. „O Jahrhundert, es wäre für Frankreich eine Lust zu leben!“

Eine solche Vordrängung der Zertrümmerungstendenz, die unbekümmert das schulmeisterliche Schreien nach dem Wortlaut des Versaillerpactes vergißt, wenn Aussicht besteht, die Ketten des Schulbflaves zu verengen, hatte zur Voraussetzung die Solidarität der drei Westmächte, denen Italien gezwungenermaßen im Schlepptau folgen mußte. Solange die Realität eines militärisch starken und flotten-gerüsteten Deutschlands Englands Interessen bedrohte, war die Solidarität gegeben. Solange konnte Frankreich seine Sakpläne wirksam fördern. Aber es mußte sich auch beeilen und sein Vernichtungswerk gründlich tun, solange die angelsächsischen Mächte im Bann ihrer eigenen Deutschenfurcht standen. Denn sobald die deutsche Flotte und die Möglichkeit ihrer Erneuerung geschwunden waren, mußte automatisch das englisch-amerikanische Interesse an der Erhaltung des reduzierten deutschen Staates erwachen. Dieses Interesse duldet eine französische Hegemonie in Europa so wenig wie eine deutsche.

Es verbindet sich mit diesem englisch-amerikanischen Willen die Furcht Italiens vor dem Slaventum, das auf die Adriaflanke drückt und gefährlich wird, sobald es sich in irgend einer Form vereinigt, sei es als Donauföderation, sei es unter der Fahne von Moskau. Den natürlichen Verbündeten gegen die Slaven sucht Rom nördlich der Alpen. Das Markten am Fiume, das noch nicht zu Ende gekommen, ist nur ein Symbol der italienischen Angst, nur eine Dämonierung in der deutschen Sorgennacht.

Ein verborgener Bruch geht durch das Gefüge der Entente; das englisch-französisch-amerikanische Sonderbündnis litt den Bruch, aber der Riß ist schlecht und die widerstrebenden Tendenzen sind stark. Frankreich steht vor einer unseligen Isolierung, die um so sicherer eintreten wird, je mehr es sich der Revision und Milderung des Gewaltfriedens widersetzt. -kh-